

Vor der Pistole.

Erzählung von **A. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung.)

3. (Nachdruck verboten.)

Ein militärisches Standgericht ist eine durchaus ernste Sache für alle dabei Betheiligten, insbesondere für den Angeklagten; einen besonders feierlichen Eindruck macht aber ein solches Gericht nicht, weil bei der spartanischen Einfachheit, die in der deutschen Armee herrscht, alle Erfordernisse zu einem theatralischen Effekt fehlen. Die Scene ist eine Kasernenstube. An dem Tisch hat der Hauptmann als Vorsitzender des Standgerichts Platz genommen, neben ihm der Adjutant, der beim Standgericht die Stelle des Auditeurs, also gewissermaßen die Stelle des Staatsanwalts vertritt. Auf Stühlen sitzen die vier Richtergruppen von je zwei Personen, nämlich zwei Gefreite als Vertreter des Mannschaftsstandes, zwei Unteroffiziere, zwei Sekonde- und zwei Premierlieutenants. Die gesammten Richter sind im Ordonnanzanzuge, die Offiziere tragen Helm und Schärpe, die Unteroffiziere und Mannschaften Helm und Seitengewehr.

Der Hauptmann v. Seyffenbarth erklärte das Standgericht für eröffnet und forderte die Richter auf, nur nach bestem Wissen und Gewissen ihr Urtheil abzugeben. Die Richter versicherten ihre Unparteilichkeit und Gerechtigkeit mit einem lauten Ja, dann erklärte der Hauptmann die Sitzung für eröffnet und befahl, den Angeklagten Kramer hereinzuführen.

Einer der Unteroffiziere öffnet die Thür und ruft in den Korridor hinaus: „Unteroffizier Kramer!" Bald darauf steht der Angeklagte, ebenfalls im Ordonnanzanzug, in dem Zimmer, und Hauptmann v. Seyffenbarth beginnt:

„Einjährig-freiwilliger Unteroffizier Kramer! Sie sind angeklagt grober Vergehen und Verletzungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Es liegt eine Anklage der Gebrüder Stengel gegen Sie vor, wonach Sie diese Leute im Coupé in anscheinend trunkenem Zustande mißhandelt haben. Es steht dabei ausdrücklich die Bemerkung, daß der Streit wegen einer verdächtigen weiblichen Persönlichkeit entstanden ist, welche später verschwunden war, als Sie einen zweiten, noch gröberen Unfug in Scene setzten; es liegt eine Beschwerde einer Anzahl von Bürgern aus der Station vor, wo Sie auf dem Bahnhof durch Ihr Gebahren die öffentliche Entrüstung erregt haben: Sie haben auch hier wieder die Leute, die Sie zurechtweisen wollten, mit der Waffe bedroht, und es hat einen so argen Skandal gegeben, daß die Zeitungen sich der Sache bemächtigt haben. Zur Information der Herren Richter werde ich den betreffenden Zeitungsausschnitt vorlesen, der auch noch in verschiedene andere Blätter übergegangen ist. Dieser Artikel lautet:

„Ein großer Unfug und Exceß wurde gestern hier von einem einjährig-freiwilligen Unteroffizier Namens Kramer verübt. Derselbe war auf der Rückreise nach seinem Garnisonort begriffen und hatte anscheinend sich vor dem Einrücken bei seinem Truppentheil ein wenig Muth angetrunken. Nachdem er seinen Durst nach anregenden Getränken gestillt hatte, kam der Durst nach Heldenthaten, und er verübte dieselben in der Weise, daß er in seinem Coupé wegen eines verdächtigen Dämchens, zu dessen Ritter er sich aufwarf, zwei harmlose Leute brutal mißhandelte und nur von weiteren Gewaltthaten dadurch abgehalten wurde, daß die beiden Betheiligten, die Söhne eines der bekanntesten und angesehensten Bürger unserer Stadt, das Coupé verließen. Natürlich ließen die Mißhandelten dem dreisten Heldensohne seine Frechheit nicht ohne Weiteres hingehen. Als sie auf der hiesigen Station angekommen waren, verlangten

Wilhelmine, Königin der Niederlande. (S. 323)

sie die Feststellung der Personalien des Unteroffiziers, der zur Schande aller Gebildeten die Freiwilligenschnüre trägt. Bei der Feststellung dieser Personalien kam es zu höchst lärmenden Scenen, der einjährig-freiwillige Unteroffizier Kramer betrug sich geradezu wie ein Rasender. Das auf dem Bahnhof anwesende unbetheiligte Publikum war über das Betragen des frechen Patrons derartig empört, daß es an ihm Lynchjustiz zu üben versuchte; darauf zog der Einjährige vom Leder, hieb wüthend um sich und entwischte auch glücklich. Wir aber fragen bei der Oeffentlichkeit und bei den Behörden an, was weiter zu geschehen hat, um den Thäter für seine Rohheit gebührend zu züchtigen?"

Dieser Artikel ist auch dem Generalkommando, der Division und der Brigade eingesendet worden, und das Kommando hat eine strenge Untersuchung und Einsendung eines Berichtes verlangt. Ich bitte nun den Herrn Adjutanten Blume, die Anklage zu begründen."

Blume erhob sich. „Meine Stellung als Adjutant," begann er, „verpflichtet mich, die Anklage gegen den einjährig-freiwilligen Unteroffizier Kramer zu erheben. Die Kameraden werden mich verstehen, wenn ich erkläre, daß die Verhältnisse mich zwingen, gerade außerordentlich gerecht und unparteiisch in dieser Sache zu verfahren; ich muß aber sagen, daß ich zu einem durchaus ungünstigen Urtheil über Kramer gekommen bin. Es steht hier Aussage gegen Aussage. Kramer stellt die Sachlage durchaus anders dar, als die Zeugen. Seinen Aussagen stehen aber diametral gegenüber die Aussagen von vielleicht dreißig anderen Leuten, welche die Eingabe an das Regiment unterschrieben haben und unter denen sich, wie es scheint, höchst achtbare Bürger befinden. Auch die Familie Stengel, deren Söhne der Angeklagte bedroht und angegriffen haben soll, gehört zu den geachtetsten, und es ist doch nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß die beiden Leute, welche die Anklage gegen Kramer erheben, die Sache vollständig aus der Luft gegriffen haben sollten. Die Stationsbeamten konnten ebenso wie die Einsender der Klage bei der Kürze der Zeit nicht vernommen werden, es scheint dies aber auch nicht nöthig, der Angeklagte hat sich selbst sehr dadurch verdächtig gemacht, daß er sich weigert, seine Entlastungszeugen zu nennen. Er gesteht zu, daß er den Herrn, der mit ihm im Coupé saß, nicht nach seinem Namen gefragt habe, dagegen weiß er den Namen der Dame, wegen der die Streitigkeit entbrannt ist, und dennoch weigert er sich, ihn zu nennen; er behauptet verpflichtet zu sein, den Namen zu verschweigen, da die Dame durch den Zeitungsartikel und die böswilligen Verleumdungen schon schwer genug geschädigt sei. Sie sei vollständig unschuldig und würde unnützerweise kompromittirt, wenn er ihren Namen nennen wollte. Ich finde diese Argumentation höchst sonderbar. Wenn die Dame achtbar und an dem Exceß unschuldig ist, dann hat der Angeklagte nicht den mindesten Grund, ihren Namen zu verschweigen; daß er ihren Namen aber nicht nennt, hat daher anscheinend darin seinen Grund, daß er alle Veranlassung hat, sich dieser Bekanntschaft zu schämen. Was nun die genannten Ausschreitungen betrifft, so gibt Kramer selbst zu, den einen der Stengel derb in das Gesicht geschlagen zu haben; er gesteht zu, auch auf dem Bahnhof das Seitengewehr gezogen und um sich gehauen zu haben, will aber in beiden Fällen gereizt worden sein. Dieser Aussage gegenüber stehen dreißig andere Aussagen, die allerdings noch nicht beschworen sind, die man doch aber nicht gegenüber der Aussage des Angeklagten als unglaubwürdig betrachten kann. Ich halte daher den Angeklagten für schuldig des Mißbrauchs der ihm anvertrauten Waffe, der schweren öffentlichen Beleidigung von Civilpersonen, der Verursachung eines Auflaufes und Tumultes, und beantrage eine Strafe von vier Wochen Mittelarrest."

Der Adjutant Blume setzte sich wieder hin und beschäftigte sich mit seinen Akten. Hauptmann v. Seyffenbarth sah Kramer prüfend an und sagte dann: „Der Angeklagte hat das Wort zur Vertheidigung."

Kramer erzählte die Vorfälle genau, wie sie sich abgespielt hatten, und bei der Macht der Ueberzeugung, die in der Wahrheit ruht, waren die meisten anwesenden Richter, insbesondere die unteren Chargen, durchaus nicht abgeneigt, Kramer zu glauben, nur eine Sache war Allen verdächtig: er wollte den Namen der Dame nicht nennen, die ihn durch ihre Aussage von allem Verdachte sofort hätte reinigen können. Aber Kramer erklärte energisch, die Art und Weise, wie der Vertreter der Anklage über diese Dame geurtheilt habe, zwinge ihn erst recht, den Namen zu verschweigen. Es sei seine Ehrenpflicht, zu verhindern, daß eine anständige Dame mit ihrem Namen in eine Angelegenheit hineingezogen würde, in welcher böswillige Verleumdung und niedrige Rache eine so große Rolle spielten.

Kramer wurde warm, als er sprach; er sprach lange und eindringlich. Er versicherte auf sein Gewissen und sein Wort als Ehrenmann, daß das, was er erzählt, absolut wahr sei, und als er schwieg, konnte selbst Hauptmann v. Seyffenbarth ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Die Rede Kramer's hatte ihm gefallen.

„Hat noch einer der Richter," fragte Hauptmann v. Seyffenbarth weiter, „irgend eine Frage, um sich über den Gegenstand zu informiren? — Das scheint nicht der Fall zu sein. Ich fordere hiermit die Richter auf, gruppenweise hinauszugehen und sich über den Urtheilsspruch, den sie jetzt in diese Liste einzutragen haben, zu berathen. Die unterste Charge des Mannschaftsstandes beginnt zuerst ihre Aufgabe des Urtheils. Noch einmal schärfe ich den Richtern ein, sich nur nach ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung zu richten — die beiden Gefreiten können hinausgehen."

Die Gefreiten gingen hinaus, kehrten aber nach kaum einer Minute zurück.

Der Angeklagte wurde jetzt hinausgewiesen und dort von dem Unteroffizier du jour in Empfang genommen, der ihn nach einem anderen Zimmer brachte, bis die Abstimmung vorüber war.

„Haben Sie," fragte Hauptmann v. Seyffenbarth die beiden Gefreiten, „sich über das Urtheil geeinigt?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," erklärten die Gefreiten.

„Dann tragen Sie Ihre Namen in die rechte oder in die linke Rubrik des vorstehenden Protokolls ein. Schreiben Sie Ihren Namen rechts hin, so lautet dies: Ja, der Angeklagte ist schuldig; schreiben Sie Ihren Namen links hin, so heißt dies: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig. An der Spitze der Rubrik steht, wie Sie sehen, das Ja und das Nein."

Die beiden Gefreiten schrieben ihre Namen in die Rubrik „Nein". Einige Minuten später folgten ihnen die Unteroffiziere, welche ebenfalls ihre Namen auf die Neinseite setzten; dann folgten die Sekondelieutenants, von denen der eine seinen Namen auf die Ja-, der andere auf die Neinseite schrieb. Die beiden Premierlieutenants gingen auf die Jaseite, der Hauptmann v. Seyffenbarth überlegte einen Augenblick, dann setzte er seinen Namen selbst unter die Neinseite und schloß darauf das Protokoll ab, das von Blume, dem Hauptmann und sämmtlichen anwesenden Richtern noch einmal unterzeichnet wurde.

Darauf wurde der Angeklagte Kramer hereingerufen und ihm mitgetheilt, daß sechs Stimmen sich für seine Unschuld, drei Stimmen für seine Schuld erklärt hätten; er sei demnach freigesprochen, doch habe er wahrscheinlich noch eine Disziplinaruntersuchung und etwaige Bestrafung zu erwarten.

Kramer war bei den Mannschaften, bei den Unteroffizieren und bei dem größeren Theile der Offiziere sehr beliebt, geachtet und geschätzt, man schenkte ihm, trotzdem er allein mit seiner Behauptung stand, deshalb mehr Vertrauen, als seinen Anklägern und den Denunzianten, und entschied sich so aus voller Ueberzeugung für seine Unschuld. Wohl mit Rücksicht darauf, daß die Oeffentlichkeit sich über die Freisprechung Kramer's wieder aufregen würde, erhielt derselbe vom Regiment wegen inkorrekten Verhaltens auf Urlaub einen achttägigen Stubenarrest, außerdem wurde ihm mitgetheilt, daß er auf einen Urlaub während seiner ferneren Dienstzeit unter keinen Umständen mehr zu rechnen habe.

Die Sache war also noch recht glimpflich abgelaufen, trotzdem Kramer immerhin noch für etwas bestraft worden war, was er nicht begangen hatte.

4.

Wie ein Beinbruch bekanntlich immer noch angenehmer ist, als ein Bruch des Halses, so gibt es auch Dinge, die viel unangenehmer sind als Stubenarrest, besonders wenn man in einer so behaglich eingerichteten Wohnung am Fenster sitzen kann und zusieht, wie sich die Dämmerung herabsenkt auf die Häuser. Und wenn man noch in den zwanziger Jahren steht und ein wenig romantisch angelegt ist, dann kann man sogar dabei träumen, trotzdem man die prosaische Uniform eines einjährig-freiwilligen Unteroffiziers trägt.

Es kam dem mit Stubenarrest belegten Kramer vor, als sähe er draußen im Winde braunes Lockenhaar wehen, dann sah er in der Finsterniß ein liebliches Gesicht lächeln, ein Gesicht von einem zarten Oval mit einem Paar leuchtenden graublauen Augen. Merkwürdigerweise seufzte dann der einjährig-freiwillige Unteroffizier tief auf, obgleich anscheinend dazu gar keine Veranlassung vorlag, und Knopf um Knopf öffnete er von seiner Uniform, als würde ihm die Brust zu weit. Er war eben im Begriff, sich in ein Dickicht von Gedanken zu stürzen, in dem allerlei Unterholz wuchs von Ideen über Sonderbarkeit des Schicksals, über eigenthümliche Fügungen und so weiter, als sich das Zimmer erhellte, und der Putzkamerad mit der Lampe eintrat, die er auf den Tisch niederstellte.

Diese brennende Petroleumlampe brachte Kramer um alle Poesie, er zog die Fenstervorhänge zu und setzte sich an den Tisch, um einen Brief zu schreiben. Er befand sich jetzt am dritten Tage seines Stubenarrestes, und am ersten Tage hatte ihn der Hauptmann v. Seyffenbarth, am zweiten Tage der Offizier du jour besucht und nachgesehen, ob er auch wirklich zu Hause sei. Kramer glaubte deshalb an nichts Anderes, als an eine neuerliche Revision, als es draußen klingelte und bald darauf der Bursche die Thür mit den Worten aufstieß: „Der Herr Lieutenant Blume!"

So rasch es ging, knöpfte Kramer seine Uniform zu, dann meldete er in dienstlicher Haltung: „Einjährig-freiwilliger Unteroffizier Kramer, acht Tage Stubenarrest vom Regimentskommando wegen inkorrekten Verhaltens auf Urlaub!"

„Ich danke Ihnen," sagte Blume und betrachtete Kramer mit eigenthümlichen Augen; es war ein langer, langer Blick, den er dem vor ihm stehenden etwas jüngeren Manne zuwarf.

„Ich komme nicht dienstlich zu Ihnen, sondern in eigener Sache; ich wollte Sie um eine Unterredung bitten."

Er winkte dem Soldaten, der noch immer an der Thür stand, das Zimmer zu verlassen.

„Wollen Sie mir die Ehre geben, Herr Lieutenant, sich niederzusetzen."

Lieutenant Blume setzte sich, und als Kramer stehen blieb, sagte er: „Bitte, setzen Sie sich ebenfalls! Wir verhandeln nicht als Vorgesetzter und Untergebener, sondern als Männer untereinander."

Kramer nahm erwartungsvoll Platz. Blume blickte erst eine Zeitlang in's Leere, als wolle er sich sammeln, dann sagte er, ohne aufzusehen: „Ich habe heute von meiner Schwester erfahren, welch' ein unglückseliges Abenteuer ihr auf der Reise begegnet ist und in welcher Weise Sie sich ihrer angenommen haben. Meine Schwester ist empört und außer sich über die Art und Weise, wie die ganze Angelegenheit in den Zeitungen entstellt ist, und zittert bei dem Gedanken, daß ihr Name an die Oeffentlichkeit kommen könnte. Sie haben höchst edelmüthig gehandelt, obwohl Sie in keiner Weise dazu verpflichtet waren; Sie sind großherzig gewesen nicht nur gegen meine Schwester, sondern auch gegen mich, der ich, wie Sie wissen, nicht Ihr Freund bin und es nicht sein darf, denn was zwischen uns steht, wissen Sie ja ebensogut wie ich. Sie haben gehandelt, wie nur ein Ehrenmann handeln kann, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu danken. Was auch zwischen uns steht, es soll mich nicht hindern, Ihnen die Hand zu bieten und Ihnen zugleich den Dank, den aufrichtigsten, herzlichsten Dank für Ihre Handlungsweise zu sagen."

Kramer ergriff die Hand des Offiziers und versetzte: „Ich freue mich, Herr Lieutenant, daß Sie meine Handlungsweise anerkennen. Ihr Dank thut mir wohl, aber er war nicht nothwendig."

„Er war nothwendig, so nothwendig, wie der Schritt, den ich thun muß: ich werde morgen früh mich zum Regimentskommandeur begeben und ihm, sowie sämmtlichen Offizieren des Regiments mittheilen, aus welchen ehrenwerthen Motiven Sie geschwiegen haben. Vor meinen Kameraden kann meine Schwester nicht bloßgestellt werden, dieselben werden über den Fall Schweigen bewahren; es handelt sich nur um die verleumderische Oeffentlichkeit. Aber Ihnen muß Genugthuung werden, und ich werde meine Pflicht erfüllen, denn ich will Ihnen ehrlich in die Augen sehen können. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und leben Sie wohl."

Wenige Augenblicke später war Kramer wieder allein. Die Thür draußen war in's Schloß gefallen. Zwei Menschenherzen waren sich hier auf einen Augenblick nahe, sehr nahe getreten; aber so mächtig vielleicht der Trieb der Achtung, ja, einer späteren Neigung in Menschenherzen ist, die sich zu einander hingezogen fühlen, mächtiger sind oft noch die künstlichen Schranken, welche die Welt mit ihrem sogenannten Kodex der Ehre und der Gesellschaft zwischen den Menschenherzen errichtet.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr kam das Bataillon mit klingendem Spiel vom Exerzierplatz zurück. Kramer trat nicht an das Fenster seiner Wohnung, weil es taktlos gewesen wäre, als Arrestant die Parade gewissermaßen über das Bataillon abzunehmen; plötzlich kam aber der Putzbursche hereingestürzt und rief ganz bestürzt, der Hauptmann sei vor der Thür vom Pferde gestiegen und komme herauf.

Kramer brachte noch rasch seinen Anzug in Ordnung und war gerade damit fertig, als Seyffenbarth in das Zimmer trat. Sein langer rothblonder Schnurrbart war noch schneidiger aufgedreht als sonst, in dem rothen, wohlgenährten Gesicht lag ein eigenthümliches Schmunzeln, und seine kleinen Aeuglein zwinkerten ordentlich listig, als er Kramer die Hand auf den Mund legte, als dieser seinen Spruch mit der Meldung anbringen wollte.

„Hat sich was zu stubenarresten!" sagte Seyffenbarth, „Sie haben keinen Stubenarrest mehr, derselbe ist Ihnen vom Regimentskommando erlassen, und es macht mir, Ihrem Hauptmann, Freude, Ihnen diese Nachricht selbst zu bringen. Gleichzeitig bringe ich Ihnen für heute Mittag eine Einladung zu Tisch in's Offizierskasino. Kommen Sie hin, wir werden uns Alle freuen, einen Mann wie Sie in unserer Mitte zu sehen, den wir hoffentlich dereinst als Kameraden in unsere Reihen aufnehmen werden. Kramer, Sie sind ein Prachtmensch, Sie trinken heute Mittag mit mir eine Flasche Sekt, Sie haben mir eine riesige Freude gemacht! Sie brauchen auch heute Nachmittag noch nicht zum Dienst." Er klopfte Kramer wiederholt auf die Schulter, und dann reichte er ihm die Hand.

„Also Sie kommen," sagte er, „pünktlich! Kommen Sie meinetwegen in Extrauniform, ich weiß ja doch, Sie ziehen sie gern an, und ich will heute 'mal ein Auge zudrücken. Nun adieu, Kramer, adieu!"

Er ging hinaus, wie es schien, höchst vergnüglich gestimmt; als er aber im Korridor den Putzkameraden Sobotka, ebenfalls ein Mitglied seiner Compagnie, sah, besann er sich wohl, daß er nicht nur Mensch, sondern auch Hauptmann sei, und sagte daher halb ernst und halb humoristisch: „Sage mir, Du Tagedieb, hast Du auch Deine Stiefel in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," versetzte Sobotka.

„Zeig' sie 'mal, mein Sohn, zeig' sie 'mal, und wenn sie nicht in Ordnung sind, sollst Du mir in den Arrest fliegen wie eine Kanonenkugel."

Sobotka ging in seine Kammer und holte aus derselben zwei Paar Kommißstiefel heraus, die er dem Hauptmann vorzeigte. Dieser prüfte sehr sorgfältig das Oberleder auf seine Weiche und Vollständigkeit, die Sohlen auf ihre Stärke und sah nach, ob auch genügend Nägel aufgeschlagen waren. Nachdem er so die Stiefel inwendig und auswendig beaugenscheinigt hatte, meinte er: „Mein Sohn, Du hast wohl Extrastiefel an?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, außer Dienst trage ich Extrastiefel."

„Brav, mein Junge, das ist schön von Dir, daß Du das königliche Eigenthum nicht muthwillig ruinirst; ich freue mich über Dich und will Dir dafür nächstens eine Dummheit nachsehen; aber sie darf nicht zu groß sein, Menschenskind! Du verstehst mich doch?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," grinste Sobotka, denn er wußte, wie lustig gestimmt der Compagniechef war.

Dann ging der Hauptmann v. Seyffenbarth die Straße hinunter und klirrte mit seinen Sporen und mit seinem Säbel bis nach seinem Quartier, um dort den Feldwebel, die „Mutter der Compagnie", zu einer wichtigen Audienz zu empfangen.

5.

In zwei lang ausgezogenen Gliedern stand die Compagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth auf dem Kasernenhofe, um einen großen Stiefelappell abzuhalten. Hauptmann v. Seyffenbarth war ein sehr gerechter, zu Zeiten auch liebenswürdiger Vorgesetzter, der sich seinem Dienst mit aller Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete. Es unterstützte ihn in seinen Bestrebungen, daß er ein alter Junggeselle war und als solcher viel Zeit für seine Compagnie übrig hatte. Nach seiner Behauptung durften Offiziere überhaupt nicht heirathen, bevor sie nicht den Hauptmannsgrad hinter sich hatten, weil ein gewissenhafter Hauptmann so viel zu thun habe, daß ihm absolut nicht viel Zeit für seine Familie übrig bliebe; es sei sogar unmöglich, daß sich ein Hauptmann mit seiner Compagnie und seiner Familie beschäftige, eine von beiden müßte leiden, wahrscheinlich beide.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast jeder Hauptmann in seinem außerordentlich vielseitigen Dienstbetrieb eine besondere „Spezialität" hat. Bei Hauptmann v. Seyffenbarth waren es die Stiefel, auf die er einen ungeheuerlichen Werth legte. Wöchentlich einmal fand ein großer Stiefelappell statt, der viele Stunden dauerte und vor welchem Mannschaften und Unteroffiziere zitterten. Wehe, wenn Hauptmann v. Seyffenbarth die geringste Nachlässigkeit in Bezug auf Stiefelbehandlung entdeckte, der betreffende Mann „flog in den Arrest", wie der Kunstausdruck lautete, der Unteroffizier bekam drei bis fünf Strafrapporte oder einige Strafwachen, und sein Verbrechen wurde ihm außerdem in die Führungsliste geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelmine, Königin der Niederlande.

(Mit Porträt auf Seite 321.)

Die junge Königin der Niederlande ist mit Vollendung ihres achtzehnten Lebensjahres großjährig geworden und hat selbst die Regierung angetreten, während die bisherige Regentschaft der Königin-Mutter ein Ende genommen hat. Ihr Vater, König Wilhelm III. (gestorben 23. November 1890), hatte zwei Söhne erster Ehe, die beide vor ihm starben; der einzige Sproß seiner zweiten Ehe mit der Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont ist eben die jetzige junge Königin Wilhelmine, geboren im Haag am 31. August 1880. Auf sie ging beim Ableben des Vaters nach niederländischem Thronfolgerecht die Krone des Königreichs der Niederlande über, während bis zur Erreichung des Großjährigkeitsalters die Königin-Wittwe Emma, der ein Vormundschaftsrath zur Seite trat, Vormünderin und Regentin wurde. Sie hat die Erziehung und Ausbildung ihrer Tochter für ihren hohen Beruf stets persönlich überwacht und geleitet. Die Königin-Regentin besuchte mit ihrer Tochter auch verschiedene fremde Höfe; die Provinzen des eigenen Landes hat sie wiederholt mit ihr bereist. Dabei gefiel der jugendlichen Königin die altfriesische Tracht so gut, daß sie diese seither mehrfach angelegt hat. Unser Porträt auf S. 321 zeigt sie darin, wobei besonders der eigenartige nationale Kopfputz auffällt.

Gratisausgabe von Inseratenblättern an Stellensuchende in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 324.)

Die verbreitetsten Berliner Tageszeitungen haben neuerdings die gemeinnützige Einrichtung getroffen, alle Nachmittage Sonderausgaben derjenigen Inserate zu veranstalten, die offene Stellen ankündigen. Diese Inseratenblätter werden unentgeltlich abgegeben, und der Andrang zu den Zeitungsexpeditionen von Seiten Stellensuchender ist täglich ein ganz enormer, besonders in der inneren Stadt (siehe unser Bild auf S. 324). Das ganze Heer der Stellungslosen drängt sich herzu und läuft Sturm auf die mit Ausgabe der Blätter betrauten Beamten. Selbst von ihren Eltern nach den Blättern abgeschickte Kinder fehlen nicht. Alles eilt sofort mit dem erhaltenen Blatte heim oder in die nächste Restauration, um sich dort die betreffenden Adressen auszuschreiben.

Der Riesensalamander.

(Mit Bild auf Seite 325.)

In japanischen Gewässern lebt der Riesensalamander, der zwischen 87 und 114 Centimeter lang wird und dessen Farbe ein trübes Hellgraubraun mit dunkleren Flecken ist. Meist liegt er träge auf dem Grunde des Wassers, und zwar mit Vorliebe an der dunkelsten Stelle; etwa alle zehn Minuten streckt er die runde Schnauze aus dem Wasser, um zu athmen, und sinkt dann wieder hinab. Fische, Frösche und Würmer bilden seine Nahrung, die er, ruhig daliegend, mit blitzschneller Bewegung erschnappt, während sie vor seiner Schnauze vorbeischwimmen (siehe unser Bild auf S. 325). Hat er sich einmal ordentlich sattgefressen, so hungert er oft wochenlang, ehe er sich der Mühe einer zweiten Jagd unterzieht.

Allerlei Antiquitäten.

Aus den Erinnerungen eines Sammlers.

Von B. v. Lff.

(Nachdruck verboten.)

Man kann getrost annehmen, daß fünf Sechstel aller vorkommenden Antiquitäten gefälscht sind. Das Publikum kauft nur ungern bei großen Antiquitätenhändlern, die Preise sind den Leuten da zu hoch, man will eigene Entdeckungen machen. Die Fälscher sorgen dafür, daß es daran nicht fehle, und in diese Falle geht der Anfänger am leichtesten. Zu Nutz und Frommen der sammelnden und nichtsammelnden Welt will ich aus meinen Erinnerungen einige Erlebnisse erzählen, welche recht deutlich zeigen, wie geschickt selbst der kundigste Sammler betrogen wird, vom großen Publikum gar nicht zu reden.

Es sind nun mehr als zwanzig Jahre her — damals waren im Vergleiche zur Gegenwart für den Sammler noch wahrhaft goldene Zeiten —



Gratisausgabe von Inseratenblättern an Stellensuchende in Berlin. (S. 323)

da stand ich als Einjährig-Freiwilliger beim Dragonerregiment Graf Taxis. Wir passirten während der Herbstübungen ein einsam gelegenes Gebirgsdorf, und da es schon bedenklich zu dunkeln begann, der Weg niederträchtig und die Pferde ermüdet waren, so wurde abgeblasen und Rast gehalten. Nachdem die Gäule untergebracht und versorgt waren, sahen wir uns nach einem Nachtquartier um; das einzige Gasthaus „Zur Post“ war von den Offizieren in Beschlag genommen worden, die Bauernhöfe waren weitherum zerstreut längs der Berglehne gelegen, wir durften und konnten uns nicht zu weit von den Pferden entfernen, da um vier Uhr früh abgeritten werden sollte, und ein Fußmarsch über Geröll und steinigen Gebirgsboden mit Sporen und Stiefel und voller Ausrüstung nicht Jedermanns Sache ist. Wir baten daher den alten Pfarrer des Ortes, er möge uns die Kirche zur Schlafstätte überlassen, was dieser auch gestattete. Einige Bund Stroh wurden hereingeschafft, und bald lagen Alle, in ihre Mäntel gehüllt, im Schlafe. — Es war eine wunderbar helle Nacht; durch die hohen gothischen Kirchenfenster fluthete das Mondlicht herein; ich konnte lange nicht einschlafen, wozu auch der kalte Steinboden das Seinige beigetragen haben mag. Da mir die Kälte schließlich unerträglich wurde, so nahm ich endlich mein Bund Stroh auf die Schulter und trug es auf die Altarstufen, welche von Holz waren. Dort entdeckte ich auch noch einen fadenscheinigen, stark abgetretenen Teppich, in welchen ich mich einwickelte, und nun ver-



Fischender Riesensalamander. (S. 323)

suchte ich zu schlafen. Aber es wollte mir durchaus nicht gelingen, und zur Zerstreuung musterte ich zum so und so vielten Male die Wände der Kirche. Da entdeckte ich hoch oben auf einer Konsole einen merkwürdigen Gegenstand, welchen ich nach längerem aufmerksamen Studium als einen alten Helm erkannte. Sofort regte sich in mir der Wunsch, diesen Helm zu besitzen, und während ich über die Mittel und Wege nachdachte, wie ich mich am besten dieses Objektes bemächtigen könnte, schlief ich ein.

Um halb vier Uhr früh war bereits Alles in Bewegung. Vor dem Dorfbrunnen standen die Offiziere und wuschen sich, wir Freiwilligen mußten warten, bis die Herren ihre Toilette gemacht hatten, und ich benutzte diese Gelegenheit, unserem Rittmeister, dem Fürsten S., von meiner Entdeckung Mittheilung zu machen. Fürst S. hatte auf einer seiner böhmischen Besitzungen eine kostbare Waffensammlung ererbt und galt infolgedessen als hervorragender Kenner in diesem Fache. Ich führte ihn nach der Kirche und zeigte ihm die Konsole mit dem darauf stehenden Helm. Er klemmte das unvermeidliche Monocle in's Auge, sah scharf hinauf und lachte mir hell in's Gesicht. „Lieber L., das ist ein Helm von irgend einem heiligen Grabe*), die Hörner darauf sind Silberpapier — Gegenstand einfach lächerlich und ganz werthlos!“ Sprach's, drehte sich sporenklirrend um und ging davon.

Ich aber traute dem Urtheil doch nicht so ganz, trotz der verblüffenden Sicherheit, mit der es ausgesprochen wurde. Ich wandte mich daher an den Sakristan der Kirche, der vor dem Thore stand, und frug den Alten nach dem Helme. Er erzählte mir, daß derselbe, solange er zurückdenken könne, dort oben stehe, daß er mir ihn herunterholen wolle, wenn ich in die Kirchenkasse zwanzig Gulden geben wolle. Mir fiel wieder der Rittmeister ein — zwanzig Gulden schienen mir etwas viel verlangt, und während dem ich hin und her überlegte, tönte der langgezogene Ruf „Aufsitzen!“ zur Thür herein. In diesem Augenblick erschien der Sakristan mit einer Leiter — jetzt galt es, nicht zu zaudern! Ich hatte schon einen Fuß auf die erste Sprosse gesetzt, doch hinderte mich der umgeschnallte Karabiner am Klettern, und ehe ich mich befreien konnte, war der Wachtmeister da. Der verstand keinen Scherz und interessirte sich herzlich wenig für Alterthümer.

„Einjähriger,“ donnerte er herein, „Einjähriger, haben Sie keine Ohren? Aufsitzen — die Eskadron ist schon gestellt, und Sie pendeln hier herum! Vorwärts oder —“

Also vorwärts! Ich ließ Helm, Sakristan und Leiter im Stich, schwang mich in den Sattel und hatte im Laufe der Zeit bald die ganze Sache vergessen. Im Oktober zog ich den bunten Rock aus, und die Herbstjagden führten mich auf die Besitzung eines Freundes, welche in der Nähe des Dorfes mit dem Helme gelegen war. Unter den Jagdgästen befand sich auch der Bezirksarzt aus der nahen Kreisstadt L. Ich erzählte Abends beim Mahle die Geschichte von dem Helme, und der Doktor, der ein gebildeter Archäologe war, gewann lebhaftes Interesse für den Gegenstand. Anstatt zur Jagd, fuhren wir kommenden Morgen in's Dorf; auf Wunsch des Arztes holte der Küster den Helm von seinem luftigen Standpunkt herunter. Schon an der Schwere erkannte ich, daß Fürst S. sich geirrt habe, daß der Helm durchaus nicht aus Holz, sondern aus Eisen sei. Es war ein schwerer, massiver Topf- oder Kübelhelm in tadelloser Erhaltung. Der Helmschmuck bestand aus zwei hohen ledernen Hörnern, die in primitiver Weise mit einem palmettenartigen Ornament bemalt waren. Selbst das Lederfutter und die Polsterung waren vollkommen erhalten, mir drängte sich immer mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß wir hier einen Fund von höchster Seltenheit vor uns hatten. Der Doktor nahm den Helm mit, den verblümten Wunsch meinerseits, das Objekt mir zu überlassen, ignorirte er, und so hatte ich den Helm zum zweiten Mal verloren.

Schon nach wenigen Wochen brachte ich in Erfahrung, daß der Arzt mit einer der ersten Waffensammlungen der Welt wegen Verkauf des Helmes in Unterhandlung stehe, und auf Umwegen wurde mir die Mittheilung, daß diese das in ihrer Art einzige Stück von der Kirchengemeinde um den Preis von zweiundvierzigtausend Gulden angekauft habe.

Der Bezirksarzt aber ließ aus Papiermaché zwei Kopien des Helmes anfertigen; ein Stück davon kam wieder auf die Konsole, das andere machte er mir zum Geschenk. Diese Kopie steht noch heute auf einem Schrank in meinem Vorzimmer.

Nach Jahren traf ich mit Fürst S., der seine militärische Laufbahn aufgegeben hatte, in einem norddeutschen Seebad zusammen. Ich erinnerte ihn an die Helmgeschichte, er gestand mir ein, daß er damals in der Kirche auf den ersten Blick die Echtheit, Schönheit und Seltenheit des Objektes erkannt habe; daß er es selbst erwerben, damit jedoch bis zum Winter warten wollte. Als er dann die Reise in's Gebirge antrat, war der Helm bereits verschwunden.

Mich persönlich hat der Gedanke an diese Geschichte später noch viel Geld gekostet und noch viel mehr Aerger und üble Laune; denn trotz der vernünftigsten Vorstellungen, die ich mir selbst machte, trotzdem ich mir sagte, ein solcher Fall kommt nur einmal und nie wieder vor — trotzdem glaubte ich doch in zahlreichen Fällen, ich könne eine gleich gute Entdeckung gemacht haben, wie die des Helmes, und so ging ich manchem geriebenen Gauner in's Garn.

Wenige Jahre später befand ich mich in der Schweiz, wo ich in der Nähe von Murten Sommerwohnung genommen hatte. Ueber die Zillner Ache, die dort vorüberfließt, führt eine Privatbrücke, woselbst zwei Centimes für den Uebergang gezahlt werden mußten. In einem kleinen, aus Fachwerk erbauten Häuschen saß die alte, fast taube Zolleinnehmerin, sie kannte natürlich die ganze Umgebung auf wenigstens vier Meilen im Umkreise, da Alles über die erwähnte Brücke gehen mußte, uns Fremde kannte sie besonders genau und taxirte uns mit dem angeborenen Geschäftsgeist der Schweizer stets vollkommen richtig. Eines Tages, ich hatte eben meinen Brückenzoll entrichtet, bemerkte ich unter den Blumentöpfen, welche die alte Frau am Fensterbrett stehen hatte, einen höchst interessanten Eisenschuh. Ich griff begierig darnach und musterte ihn eingehend, es war ein gothischer Schnabelschuh, wie solche im 14. Jahrhundert getragen wurden. Diese Fußbekleidungen sind aus einzelnen Ringen zusammengesetzt, welche durch Nuten gehalten werden, solche Objekte sind sehr schwer auf ihre Echtheit zu prüfen, sicher geht man nur dann, wenn man die Mittel an der Hand hat, das Material chemisch zu untersuchen. Die Eisengewinnung im Mittelalter war aber eine ganz andere, als heutzutage, dem Mikroskop vermag keine Fälschung Stand zu halten. Der Form nach war der Schuh echt, ich frug die Frau, woher sie dieses Stück habe. „Die Kinder haben es aus dem Gebirge gebracht,“ gab sie mir zur Antwort, „hoch oben am Berg, beim Kreuzwegbauer, soll ein ganzer solcher schwarzer Mann sein, zu diesem Manne gehört der Schuh.“ Ich frug, ob der Schuh käuflich sei. „Nein,“ entgegnete die Alte, „wir müssen ihn dem Kreuzwegbauer wieder zurückgeben, der ist ein sehr sparsamer Mensch, vielleicht trägt er ihn.“ Ich lächelte pflichtschuldigst über diesen Witz; den Eisenschuh aber mußte ich haben, die schwarze Rüstung würde sich dann schon von selbst dazu finden.

Ich bot zuerst fünf Franken, dann zehn, endlich zwanzig. Dem Goldstück vermochte die alte Frau nicht zu widerstehen, der Schuh ging rechtlich in meinen Besitz über. Ich unterhandelte nun wegen eines Besuches beim Kreuzwegbauer, der jüngste Sohn der Zolleinnehmerin, ein Bengel von ungefähr vierzehn Jahren, war erbötig, mich zu führen. Ich wollte sofort aufbrechen, der Junge erklärte jedoch, vor übermorgen früh nicht gehen zu können, da er anderweitig beschäftigt sei; so mußte die Parthie verschoben werden. Ich gedachte des unglückseligen Versäumnisses anläßlich des Kübelhelmes, ich wollte mir ein solches nicht wieder zu Schulden kommen lassen und suchte nach einem anderen Führer, mit welchem ich mich sofort auf den Weg machte. Und das war mein Glück, sonst wäre ich entsetzlich hineingefallen. Wir stiegen gut drei Stunden aufwärts, völlig erschöpft kam ich im Hause des Kreuzwegbauern an, der sichtlich peinlich überrascht durch unseren Besuch war, er hatte auch alle Ursache dazu! Im Kamin, wo sonst Schinken und Schweinefleisch zum Zwecke der Räucherung hingen, baumelte eine vollständige Rüstung, an einzelnen Stellen, wo der Rauch noch nicht genügend angegriffen hatte, glänzte noch der fette Kienruß; in der Stube standen und lagen die verschiedenartigsten Harnischfragmente umher. Der Kreuzwegbauer, welcher zugleich Schmied war, fertigte den ganzen Winter hindurch derartige Rüstungen an, die von den Fremden als Beutestücke aus der Schlacht bei Murten sehr theuer bezahlt wurden. Der Eisenschuh bei der Brückenfrau war der Wegweiser, die würdige Dame bezog ihre Prozente und stand sich recht gut bei diesem Geschäfte. Ich war offenbar um zwei Tage zu früh gekommen, jetzt begriff ich auch die Weigerung des Jungen, mich sofort auf die Alm zu führen. Auf dem Heimweg schleuderte ich den Eisenschuh in die Zillner Ache, möglich, daß er bei irgend einer Baggerung zum Vorschein kommt, dann wird er erst als ein unzweifelhaft echtes Stück irgend ein Museum oder eine Privatsammlung zieren.

Die deutschen Händler stehen ihren Schweizer Kollegen in nichts nach und sind meist ebenso geriebene Bursche wie diese. Im Laden eines ständigen Antiquitätenlieferanten, des ehrenwerthen Herrn Jakob B., sah ich eine prachtvolle japanische Vase stehen. Japanische und chinesische Vasen sind für den Sammler nur dann werthvoll, wenn sie ein Paar bilden. Ich trat in den Laden und wurde freundlich gegrüßt.

„Herr Baron,“ so begann er, „Sie haben gewiß die schöne Vase in meiner Auslage gesehen, ja, wenn die „paar“ wäre! Das wäre etwas für Sie! Ich habe sie von einer alten Gräfin gekauft und durchaus nicht billig.“

Bemerken muß ich hier, daß in den Antiquitätenläden ein ähnliches Verhältniß existirt, wie in den Reitschulen: es ist nämlich Jedermann mindestens Baron, ferner sind die Bezugsquellen der Antiquare ausnahmslos alte Gräfinnen.

Meister B. bewerthete die Vase ziemlich hoch; daß ich nicht weiter darnach frug, war wohl selbstverständlich, da er genau wußte, daß ich sie „unpaar“ nie erstehen würde. Ich musterte noch den verschiedenen aufgestapelten Kram und entfernte mich endlich, ohne etwas zu kaufen. Es mochten ungefähr acht Tage vergangen sein, da erhielt ich eine Ankündigung, daß im „Hotel Paris“ ein Perser angekommen sei, der außer Teppichen und Waffen auch noch sonstige orientalische Seltenheiten mit sich führe. Schon Morgens acht Uhr fand ich mich in dem betreffenden Gasthaus ein, auf der Stiege begegnete ich bereits befreundeten Sammlern, die sich gleichfalls

*) In den katholischen Kirchen auf dem Lande wird zur Osterzeit häufig die Grablegung Christi dargestellt, wobei die wachthabenden römischen Soldaten oft mit Helmen aus Pappe ausgestattet sind.

um ihre Mittagsruhe gebracht hatten und desselben Weges wandelten.

Abdallah Muzif, so hieß der Perser, war eben mit dem Auspacken und Ordnen seiner Waaren beschäftigt. Er war ein ernster, großer, wortkarger Mann mit langem, glänzend schwarzem Bart und tieftraurigen Augen, sprach das Deutsche gar nicht, radebrechte vielmehr ein kaum verständliches Französisch. Wir bildeten einen Kreis um ihn und sahen mit gespannter Neugierde zu, wie er seine Waaren sonderte und mit arabischen Chiffern in ein schmutziges Buch Notizen eintrug. Unter Anderem griff er auch nach einem schweren Packet, entfernte die Hülle, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung schälte sich die gleiche Vase heraus, die ich bei B. im Laden gesehen hatte. Es war offenbar das andere Stück des Paares, und nun hieß es rasch handeln! Herr Muzif war nicht billig, aber wenn ich B.'s Vase dazu kaufte, so erhielt ich ein Vasenpaar um einen Preis, den dasselbe unter allen Umständen werth war. Ich kaufte also und ließ durch einen Packträger den erworbenen Gegenstand sogleich in meine Wohnung befördern. Ich selbst aber warf mich in einen Fiaker und fuhr zu B. Er war nicht im Laden, sondern nur sein „Fräulein", eine gelbe, vertrocknete Person, die gleichfalls ganz das Aussehen einer Antiquität hatte. Ich frug nach der Vase; B. hatte sie am Abend vorher durch einen Packträger fortschaffen lassen. Wohin, wußte das Fräulein nicht. Ich aber wußte es, hatte ich doch die Vase soeben bei Abdallah Muzif gekauft! Ich fuhr wieder zurück in's Hotel, um dem Perser gründlich meine Meinung zu sagen. Der aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, er strich sich langsam seinen blauschwarzen Bart, sah mich mit den schwermüthigen Augen fast vorwurfsvoll an und sagte: „Die Vase hat Ihnen gefallen — Sie haben sie gekauft. Unsere Beziehungen sind damit zu Ende." Mehr war aus ihm nicht herauszubringen, und dabei blieb es.

Neben dieser Sorte von Gaunern gibt es aber auch gemüthliche Fälscher, die ihr Handwerk mit einer gewissen Offenheit betreiben. Der alte R. war ein solcher. Er hatte ein eigenes Verfahren erfunden, sich für seine Möbel, die von schreiender Unechtheit waren und deren dunkle Herkunft er den Fachmännern gegenüber auch gar nicht leugnete, amtliche Bescheinigungen über deren Echtheit und Werth zu verschaffen, und das stellte er folgendermaßen an. Er blieb mit irgend einem Steuerbetrag im Rückstand, ließ die gesetzlichen Zahlungsfristen verstreichen und sich schließlich gerichtlich auspfänden. Als Pfandobjekt bot er stets ein oder das andere Möbel an. Dieses bekam nun den amtlich aufgeklebten Zettel und in dem diesbezüglichen Pfändungs- und Schätzungsprotokoll stand zum Beispiel zu lesen: „Eine intarsirte Kredenz aus dem 17. Jahrhundert, im Schätzungswerthe von 450 Gulden." Nun hatte er, was er wollte — eine amtliche Bescheinigung des Werthes dieses Objektes. Die Steuer bezahlte er, die Pfändung wurde aufgehoben, aber die Pfändungsurkunde bewahrte er sorgfältig auf. Die betreffenden Stücke waren auch stets binnen kurzer Zeit an den Mann gebracht.

In eigener Erzeugung arbeitete seiner Zeit ein gewisser Johann Sch., er war Spezialist in Truhen. Wo irgend ein Haus demolirt wurde, war Sch. am Platz; dort kaufte er die alten Thüren, Fußbodendielen u. s. w.; diese mußten ihm das alte Holzmaterial liefern. Er verfertigte daraus sogenannte Brauttruhen in einem ganz eigenthümlichen Styl. Diese Truhen verfrachtete er nach Krain und stellte sie einzelnen spekulativen Bauern in ihre Stuben. Dort wurden sie dann von den Sammlern „entdeckt" und um schweres Geld gekauft. Der Bauer erhielt seine Prozente, und es gab unter denselben Biedermänner, die an zwanzig und mehr solcher Truhen auf dem Dachboden im Vorrath aufgestapelt hatten. Sch. war ein so fleißiger Meister und so originell in seinen Arbeiten, daß die „Krainer Truhen" noch bei seinen Lebzeiten zu einer gewissen Berühmtheit gelangten; zahllos findet man sie jetzt noch in den Korridoren und Speisesälen dortiger Schlösser, deren Besitzer sich damit trösten, daß sie Opfer gebracht haben, um die Erzeugnisse des Kunstfleißes der Vorfahren nicht außer Landes gelangen zu lassen.

Die große Mehrzahl jener eitlen Personen, welche die Sammelmode mitmachen zu müssen glauben, ist übrigens durchgängig von einer unsagbaren Naivetät und fordert die Betrüger und Fälscher geradezu zur Ausübung ihres Handwerks heraus.

Alte Porträte werden, um besser verkäuflich zu sein, an die, welche sich in ihren stylvollen Besitzungen in Ermangelung eigener Familienporträte einen „Ahnensaal" von fremden Bildern anlegen wollen, mit Vorliebe „vornehmer" gemacht, das heißt, der Händler läßt die bescheidenen Bilder von irgend einem Maler mit Bändern und Ordenskreuzen schmücken, und da der betreffende Künstler in der Regel das Alter der Orden nicht kennt, auch nicht die Form und die Art, in welcher sie früher getragen wurden, so erlebt man da die allerkomischesten Geschichten. Bilder unterliegen überhaupt dem Wechsel und verändern ihre Gestalt wie die jungen Frösche. Da lebte noch vor nicht zu langer Zeit ein Professor, wir wollen ihn Müller nennen; er war ein feinsinniger Sammler, ein hervorragender Kenner von Antiquitäten und nebenher ein tüchtiger Künstler in der Aquarellmalerei. Er sammelte mit Vorliebe Miniaturen, deren Schäden er sehr geschickt auszubessern wußte, er kannte die Malweisen der einzelnen Meister sehr genau, und bei der ihm angeborenen Feinfühligkeit wußte er sich trefflich in alle Besonderheiten der verschiedenen Künstler zu schicken. Hin und wieder kaufte er auch ein Miniaturbild von sehr zweifelhaftem Werthe — nur wegen des Elfenbeines, wie er sagte. Er unterhielt sich dann damit, aus dem Bilde „etwas zu machen", und dieses „Etwas" wurde meist ein schöner Frauen- oder Mädchenkopf.

Da er nun auf seine Kunst etwas eitel war, so zeigte er diese Bilder gerne herum, und so kamen dieselben auch den Händlern zu Gesichte, die sofort gute Preise dafür zahlten. Die Arbeit als solche interessirte den alten Herrn, und so wurde er zum Fälscher, ohne es zu wissen oder zu wollen. Mit Vorliebe kaufte er Bilder, welche Offiziere aus dem Anfang unseres Jahrhunderts darstellten, aus deren glattrasirten Gesichtern er die reizendsten Mädchenköpfe, aus deren weißen Uniformröcken er die verführerischsten Damentoiletten schuf. In den letzten Jahren vor seinem Tode wurde Professor Müller sehr vergeßlich, und so geschah es ihm gar nicht selten, daß er für schweres Geld seine eigenen Miniaturen wieder kaufte.

Der Fall, daß Jemand sein Eigenthum unbewußt zurückkauft, ist nicht allzu selten. An das Sekretariat des regierenden Fürsten von K. wurde von Seiten einer der Verwaltungen der zahlreichen fürstlichen Schlösser das Ansuchen gestellt, zwölf sehr schadhaft gewordene Stühle, welche seit vielen Jahren auf dem Dachboden lagen, verkaufen zu dürfen. Der Verwalter war ein alter, erprobter Beamter, der Verkauf wurde also anstandslos bewilligt. Nach einem halben Jahr wurden dem Fürsten neun Stühle zum Kauf angeboten, welche das fürstliche Wappen zeigten und aus dem 17. Jahrhundert stammten. Die Stühle erwiesen sich als zweifellos echt, und der Fürst erstand dieselben freudigen Herzens um eine ganz beträchtliche Summe. Die Stühle wurden durch einen geschickten Meister restaurirt, durch eine Kunststickerin die schadhaften Bezüge ausgebessert, und endlich wurden drei neue Stühle dazu gemacht, um die Zahl auf zwölf zu ergänzen.

Ein halbes Jahr später wurden dem Bruder des regierenden Fürsten, dem Prinzen Egon von K., drei Stühle zum Kaufe angeboten, die gleichfalls das fürstliche Wappen zeigten und sich als echt erwiesen. Auch Prinz Egon kaufte sie sofort und ließ die drei Stühle auf sechs ergänzen — daß es die vom Verwalter mit hochfürstlicher Erlaubniß verkauften Objekte waren, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Der Händler hatte nur vorsichtigerweise eine Theilung vorgenommen, da das volle Dutzend zu auffällig gewirkt hätte und er bei dieser Theilung durch einen Verkauf an zwei verschiedene Personen noch nebenher einen ganz bedeutenden pekuniären Vortheil fand.

Antiquitäten und Alterthümer erleiden oft die merkwürdigsten Schicksale. Ein bekannter Aegyptologe hatte in Byr-el-miaim die Mumie eines Königs der 18. Dynastie erworben, er sandte das werthvolle Objekt wohlverpackt an ein großes deutsches Museum. Der Direktor dieses Instituts war von der Absendung des Pharao rechtzeitig benachrichtigt worden; das Eintreffen desselben verzögerte sich jedoch von Woche zu Woche. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß der Pharao am Hauptzollamt lagere und daß seine Ablieferung aus der Ursache nicht erfolgen konnte, als im Zolltarif Mumien nicht angeführt waren. Nach langem Hin- und Herschreiben entschloß man sich endlich, den König der 18. Dynastie als — getrockneten Fisch zu deklariren, als solcher wurde er ordnungsmäßig verzollt und dem Museum ausgeliefert.

Paul Eudel, der bekannte französische Kunstsammler und -kenner erzählt, daß in Aegypten eine förmliche Mumienfabrikindustrie blühe. Die abgemagerten und ausgehungerten Fellachen, die schon bei Lebzeiten nur aus Haut und Knochen bestehen, werden nach ihrem Ableben im Wüstensand getrocknet und an die europäischen und amerikanischen Sammlungen zu sehr guten Preisen abgesetzt. Wir überlassen den Wahrheitsbeweis für diese Mittheilung selbstverständlich Herrn Paul Eudel.

Daß Antiquitäten mitunter recht gefährlich werden können, ist eine bekannte Thatsache. Alte Gewehre und Pistolen sind sehr häufig geladen, es genügt durchaus nicht, etwa blos Luft durch den Lauf durchzublasen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Am besten thut man, wenn man seiner Sache nicht ganz sicher ist, das Schloß vorsichtig herauszuschrauben, so daß man direkten Einblick in die Pulverkammer gewinnt; jeder Waffensammler soll so weit mit der Waffenkunde vertraut sein, daß er ein Gewehr zerlegen kann, ist er das nicht im Stande, so möge er es durch einen Büchsenmacher thun lassen. Orientalischen Waffen und insbesondere den Waffen wilder Völker gegenüber ist die größte Vorsicht am Platze. Sehr häufig sind die Klingen der Dolche und die Spitzen der Schwerter vergiftet, die geringfügigste Verletzung kann da den Tod mit sich bringen.

Es ist überhaupt anzuempfehlen, Antiquitäten nicht zu berühren, zum größten Theil sind es ja doch nur Schaustücke und solche sind, wie schon das Wort sagt, zum Anschauen und nicht zum Angreifen da.

Mannigfaltiges.

Eine interessante Selbstverurtheilung. — Der berühmteste englische Rechtsgelehrte des vorigen Jahrhunderts, John Barret, später zum Lord Mansfield und Oberrichter von England erhoben, war vorher Polizeirichter eines Londoner Bezirkes. Als solcher führte er eine Zeitlang einen unnachsichtlichen Kampf gegen alle Diejenigen, welche trotz eines wegen ausgebrochener Tollwuth erlassenen

Verbots ihre Hunde frei auf der Straße umherlaufen ließen.

Eines Tages war schon eine ganze Anzahl von Nachlässigen in besagter Angelegenheit zur festgesetzten Taxe von zehn Schilling Strafe und sechs Schilling Kosten verurtheilt worden, und Barret schickte sich eben, da keine weiteren Sachen mehr vorlagen, an, die Sitzung zu schließen, als ein Konstabler an seinen Tisch trat und sagte: „Gestern Morgen, zehn Minuten vor Zwölf, als Euer Ehren hier im Polizeihause beschäftigt waren, sah ich Richter Barret's großen, schwarzen Hund sich frei auf der Straße herumtummeln!"

„Wie weit war Barret's Hund von seinem Hause entfernt?" fragte Barret, ohne eine Miene zu verziehen.

„Etwa siebzig bis achtzig Schritte," war die Antwort.

„Wißt Ihr auch bestimmt, daß der Hund Barret's Eigenthum ist?"

„Gewiß," betheuerte der Konstabler, „ich kenne das Thier genau und verfolgte es auch später zur Hausthür, wo Euer Ehren Diener, der es vermuthlich aus Unachtsamkeit auf die Straße gelassen, mir zugestand, daß Euer Ehren der Hund gehöre!"

„Erklärt Ihr Euch bereit, die Aussage auf Euren Diensteid zu nehmen?"

„Jawohl," erwiederte der Konstabler bestimmt.

„In diesem Falle kann die Sache keinem Zweifel mehr unterliegen," sprach Barret, sich erhebend, „und es bleibt mir somit nur übrig, im Namen des Königs und des Gesetzes das Urtheil zu sprechen, welches ich hiermit verkündige. John Barret, als Seiner Majestät Polizeirichter lag Euch doppelt die Pflicht ob, darauf zu sehen, daß dem Gesetze im eigenen Hause nicht zuwider gehandelt werde. Ihr hättet beim Verlassen desselben selbst die Einsperrung Eures Hundes vornehmen und solches nicht Eurem Diener überlassen sollen. Da das versäumt worden, so gebührt Euch die doppelte, also zwanzig Schilling, Strafe und die doppelten, also zwölf Schilling, Kosten zu entrichten. Solltet Ihr diese Summe nicht zahlen können oder wollen, so werdet Ihr — Euch und Anderen zur Warnung — vierzehn Tage in das Bezirksgericht gesperrt und allda zur öffentlichen Arbeit angehalten werden. Von Rechts wegen!" —

Nachdem Barret diese originelle Selbstverurtheilung ausgesprochen, erklärte er die Sitzung für geschlossen und verließ den Gerichtssaal, die vielen Zuhörer staunend zurücklassend. [E. K.]

Eine fürstliche Tracht Prügel. — Eines Tages begegnete der Markgraf Hans von Küstrin bei Quartschen, einem Dorfe in der Nähe von Küstrin, einem seiner Schäferknechte, dessen Ehrlichkeit er auf die Probe stellte. Er fragte denselben, ob er ihm nicht einige Hämmel aus der Heerde verkaufen wolle; es würde gewiß nicht bemerkt werden. Der Knecht wies das Ansinnen jedoch kurz ab. Als er aber den zudringlichen Versucher mit Worten nicht loswerden konnte, erhob er seinen Schäferstock und prügelte seinen Landesherrn, den er nicht von Person kannte, tüchtig durch, dem auch seine Versicherung, daß er der Markgraf wäre, durchaus nichts half. [E. K.]

Humoristisches.



Das kluge Dienstmädchen.

Frau vom Hause: Um's Himmels willen! Was schmierst Du denn auf's Sopha?

Dienstmädchen: Senf, damit die Katz' nicht mehr d'rauf geht.



Eine eiweißhaltige Pflanze.

Professor: Sagen Sie mir, Herr Kandidat, welche Pflanze enthält das meiste Eiweiß?

Kandidat: Spinat mit Eiern.

Metallische Vogelnester sind in der Schweiz und Südfrankreich nicht allzu selten in der Nähe großer Uhrenfabriken anzutreffen. Gewöhnlich sind es Schwalben, welche die Abfälle der in den Uhrenfabriken verarbeiteten Metalle, Eisenfeilspäne und Spiralentheilchen, aus dem Kehricht auflesen und sie beim Bau ihrer Nester benützen. Zuweilen findet man Schwalbennester, die nahezu ganz aus Metalltheilen zusammengesetzt sind. [Mz.]

Schnell gefaßt. — In der Comédie française zu Paris wurde ein Stück gegeben, welches glänzend durchfiel und vom Publikum ausgelacht wurde. Im letzten Akte löste sich plötzlich ein Stück Kalk von der Decke und fiel in's Parkett unter das Publikum, glücklicherweise ohne Jemanden zu verletzen. Trotzdem hätte sich der Zuschauer eine Panik bemächtigt, wenn der Komiker Coquelin nicht schnell gefaßt an die Rampe getreten wäre und die Worte gesprochen hätte: „Aber beruhigen Sie sich doch, meine Herrschaften, heute fällt hier eben Alles ab!" [L—n.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:

Tugend muß tiefe Wurzeln haben.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 eine große Stadt im deutschen Land,
2 3 1 5 6 7 4 als kleines, schädliches Thier bekannt.
4 6 3 1 3 5 ein scharfes, schneidiges Instrument,
3 5 1 2 7 4 ob ihr den Berg in Asien kennt?
2 7 1 3 5 von einer fremden Münze der Name,
5 6 7 2 6 so heißt in Deutschland manche Dame,
4 6 7 5 einen alten König nennt das Wort,
5 3 1 6 in Norddeutschland ein Fluß und ein Ort.

Auflösung folgt in Nr. 42.

Wechsel-Räthsel.

Wird dem holden Wahn der Kopf genommen,
Wird Unendliches zum Vorschein kommen.

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösungen von Nr. 40:

des Homogramms:

```
 R     C
RICHARD
 CLARA
 HAGEN
 ARENA
CRANACH
 D     H
```

des Buchstaben-Räthsels: Vokal, Pokal.

Verlag der Buchdruckerei der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.